

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 214

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thema

TOGGENBURG

Südindisches Bergrennen klingt doch gut

Mhhh – so fein! Was für eine Freude, wenn die Gäste in die Berge und die Täler kommen, in das Toggenburg rennen, um sich mit Spezialitäten verwöhnen zu lassen. Spezialitäten aus Südtindien, Italien und der Region Toggenburg – das klingt nicht nur gut, das schmeckt auch gut. Und bedeutet, dass wir im Toggenburg den Geschmacksnerv treffen. Das Restaurant Drei Eidgenossen in Ullisbach, zwischen Wattwil und Ebnat-Kappel, wurde Mitte Januar 2012 vom Ehepaar Thavathurai gekauft. Der aus Sri Lanka stammende Manokarthasan Kanaku Thavathurai (Ragu), der schon seit 27 Jahren als Koch und Wirt in der Region arbeitet, versteht sein Handwerk. Doch er behält die Komplimente für seine Kochkünste nicht bei sich. «Meine Frau ist die bessere Köchin», sagt er, und: «Kochen kann man nicht lernen, das muss man mit dem Herzen und mit der Freude am Geschmack machen.»

Das Restaurant liegt direkt an der Hauptstrasse. Ein schöner Gartensitzplatz unter Platanen mit schönen Holztischen und gemütlichen Stühlen lädt auch an weniger sonnigen Tagen zum Verweilen ein. Ein grosser Pizzaofen liefert



Das legendäre Hemberger Bergrennen lebt diesen Spätsommer wieder auf. Bild: pd

knusprig feine Pizze, eine kleine Auswahl an nationalen Gerichten steht auf der Karte und: südindische Currys! Von leicht scharf bis richtig feurig, rassig – traumhaft ... und dann rauscht ein Autofahrer vorbei. Anders rassig! Laut! Sie üben im Toggenburg. Sie starten richtig durch. Lassen «Schwarze» auf der Strasse liegen und freuen sich an dem Geschmack verbrannten Gummis (im Toggenburg finden sich vielerlei Geschmacksrichtungen). Klingt gut? Vielleicht in den Ohren der Veranstalter des legendären, jetzt wieder auflebenden Hemberger Bergrennens mit neuer Streckenführung. Ich stelle fest, dass abends öfter als sonst die Motoren aufheulen. Ich stelle auch fest, dass an den Wochenenden noch tiefer gelegte und noch schnellere Autos die Strassen um Wattwil herum befahren. Nummernschilder aus der ganzen Schweiz, unterwegs Richtung Hemberg.

Man kann die Strecke ja mal begutachten. Frau übrigens auch. Es ist ja nicht so, dass ich grundsätzlich gegen traditionelle Ideen bin, eher, dass mich diese Sportart nicht vom Hocker haut. Die Organisatoren haben sich eine grosse Aufgabe gestellt, Kompromisse ausgehandelt und mit Anstand kommuniziert. Professionell, würde ich sagen, kritisch bin ich dennoch. Da ich am 22. und 23. September bereits mit den Kunsthallen Toggenburg auf der Sellamatt unserer arthur#7 die Unterstützung gebe, kann ich nicht am Bergrennen teilnehmen. Nicht, was sie denken! Als Zuschauerin natürlich! Das alleine hätte mich interessiert, weil ich mir gerne selber eine Meinung bilde. Schliesslich sind wir aufgeschlossen und kultiviert hier im Toggenburg. In Hemberg verspricht man sich von diesem Bergrennen viel PR und internationale Gäste. Wir werden sehen und sind offen für Neues. Klingt gut, finde ich.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter.

VORARLBERG

Naturschutz und Politik

Der Vorarlberger Naturschutzrat wünschte sich ein populäres Buch über die Geschichte des Naturschutzes in Vorarlberg und beauftragte damit den Dornbirner Journalisten und Schriftsteller Christian Mähr. Der studierte Chemiker hat neben Science-Fiction- und Kriminalromanen

populärwissenschaftliche Bücher verfasst und fast dreissig Jahre lang im ORF eine wöchentliche Sendung zu Umweltschutzthemen gehabt. Sein jetzt im Limbus-Verlag, Innsbruck, erschienen Buch «Naturschutz in Vorarlberg», Untertitel: «Eine Annäherung», gibt nicht vor, eine wissenschaftliche Arbeit zu sein. Mähr verspricht in der Einleitung auch keine Ausgewogenheit, sondern steht zu seiner Subjektivität: «Ich habe das hier nicht als journalistische Arbeit geschrieben, sondern als ein Stück Literatur, das heisst einfach: Etwas Spannendes zum Lesen! (Nebenbei lehrreich.) Das war die Absicht. Inwieweit es gelungen ist, kann ich nicht sagen. Das können nur Sie!»

Da ich mich mit Christian Mähr seit Jahrzehnten duze, bin ich offenbar nicht gemeint, ich sage jetzt aber trotzdem: Ja, mir scheint es gut gelungen! Ob der Naturschutzrat das ganz genau so sieht, weiss ich nicht, ich könnte mir vorstellen, dass diesen Damen und Herren an dem Buch manches Anekdotische (im biologischen Bereich) und Satirische (über Häuslebau und Verhüttelung) weniger behagt als mir. Oder auch, dass Mähr in den eingestreuten Interviews sein Gegenüber rundheraus fragt, ob man mit dem Erreichten zufrieden sein kann – der Naturschutz in Vorarlberg funktioniert nämlich bis heute auf dem Papier viel besser als in der Realität, wenn sich die Naturschützer in ganz konkreten Angelegenheiten wieder einmal mit Bauern, Jägern oder Touristikern anlegen müssen.

Man könnte ja den Naturschutz für eine apolitische Angelegenheit halten, denn haben wir es bei der «Natur» nicht mit etwas zu tun, das zumindest der Tagespolitik entzogen ist, das fern der Klassenfrage und Verteilungskämpfe tatsächlich alle betrifft und dem man also ohne Ideologie gegenüber treten kann, ja muss? Nein, ganz gewiss nicht.

Vor dem Jahre 1938 haben die reale und die hier niedergeschriebene Geschichte des Naturschutzes in Vorarlberg eher anekdotenhaften Charakter. So stand dem Parteisekretär der Christlich-Sozialen, Amateurbotaniker und autodidaktischen Naturschützer Johann Schwimmer der Leiter von Wildbachverbauung und Landesforstinspektion und «offizielle» Naturschützer Josef Henrich gegenüber, der weit über Vorarlberg hinaus unruhlich bekannt wurde, als er sich beim Ausnehmen eines Adlerhorstes im Gargellental für die Wochenschau filmen liess. Dieser Hofrat Henrich schrieb 1933 in einem Memorandum zum geplanten Naturschutzgesetz: «Die Bestrebungen hinsichtlich des Tier-

schutzes sind mit Vorsicht zu geniessen. (...) Diese Bestrebungen werden vielfach von einer Seite gefordert, die an der Zermürbung des Volkes, an seiner Verweichlichung, Entsittlichung, an seiner Demoralisierung ein Interesse hat. Mit Sentimentalitäten und solchen Sachen fängt man an und der Endzweck liegt ganz woanders.»

Das ist Nazi-Diktion – Hitler war in Deutschland an die Macht gekommen, da witterte der Hofrat Henrich wohl Morgenluft –, aber ironischerweise gab es ein funktionierendes Naturschutzgesetz in Vorarlberg erst unter dem Nationalsozialismus, indem nach dem Anschluss 1938 auch für Österreich das deutsche Reichsnaturschutzgesetz von 1935 galt, dessen Bestimmungen übrigens in Vorarlberg mit geringfügig verändertem Wortlaut unter der Bezeichnung «Naturschutzgesetz» bis 1969 (!) in Kraft blieben.

Ab 1945 gab es mehrere delikate Berührungspunkte mit den Schweizer Nachbarn, vom später zur Schnellstrasse mutierten Autobahnanschluss an das Schweizer Netz A15 bzw. S 18, der bis heute nicht realisiert ist, bis zum Kraftwerk Rüthi, gegen das schon 1965 demonstriert wurde, als es noch als kalorisches Kraftwerk geplant war, und bis zu den Protesten gegen das Atomkraftwerk Rüthi in den 1970er Jahren. Die Demonstration am 11. September 1965 in Feldkirch gegen Rüthi, zu der sich 25'000 Menschen versammelten, hält Mähr für einen Wendepunkt in der Geschichte des Vorarlberger Naturschutzes, weil sie keinen parteipolitischen Hintergrund hatte, die Demonstranten sich aber wohl erstmals als politisch aktive Subjekte verstanden. Das war immerhin drei Jahre vor dem Mai 1968 in Paris.

Mährs Buch ist eine Verbreitung über Vorarlberg hinaus zu wünschen, denn es ist tatsächlich aufs Angenehmste unterhaltend und belehrend zugleich.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

APPENZELL

Von Zeughäusern

Das Zeughaus Teufen ist renoviert, das Zeughaus Ebnet in Herisau wird renoviert: Zeughäuser sind im Trend. Mindestens in Appenzell Ausserrhoden. «Das Gebäude ist schön, bequem und dauerhaft, und beweist den noch blühenden Freiheitssinn unserer Obrigkeit und unsers Volkes: denn wo man keine Anstrengungen scheut, die Hilfsmittel zur Beschützung und Erhaltung der Freiheit anzuschaffen, da wird man dieselben auch zur rechten Zeit zu gebrauchen wissen», heisst es 1825 zum neu erbauten Zeughaus Trogen. Hilfsmittel zur Beschützung und Erhaltung der Freiheit? «Zeug» hat nichts mit zeugen oder Zeugen zu tun, im Gegenteil: «Zeug» sind Geräte, sprich Waffen – Kriegsmaterial im weitesten Sinne. Ein volles Zeughaus bedeutet militärische Schlagkraft, bedeutet Abschreckung



Umgenutzt: das Zeughaus Teufen. Bild: Martin Benz

und Macht. Ein volles Zeughaus verkörpert das Prestige eines Landes, eines Gemeinwesens, und war in diesem Sinne schon immer auch ein bisschen Museum mit Geschützen, Griffwaffen, Gewehren, Pistolen, Fahnen und Uniformen, die an die glorreiche militärische Vergangenheit erinnern. Ein gutes Beispiel hierfür ist Solothurn mit seinem Rüstsaal, der seit Generationen die Buben von überallher anzieht. In Berlin ist das barocke Zeughaus heute das Deutsche Historische Museum.

Dass bereits zu militärischen Hochblütezeiten der Einsatz von Waffen zur Verteidigung der Freiheit nicht ganz kritiklos blieb, zeigt eine Beobachtung des Schriftstellers und Aufklärers Friedrich Nicolai, der zum Berliner Zeughaus im Jahre 1786 Folgendes festhielt: «Jedermann denkt bey einem Zeughause zuerst an die Macht eines Fürsten. Auch verzierte (der Bildhauer Andreas) Schlüter das Zeughaus von aussen mit allen Zeichen der Macht und des Sieges. Inwendig aber zeigte dieser grosse Mann, in dem einsamen Hofe, von wenigen bemerkt, durch diese beynahe ächzenden Larven von Sterbenden dem betrachtenden Zuschauer, dieser prächtige Pallast sey ein Haus des Todes. Dass er diese vortreffliche Idee wirklich habe anzeigen wollen, wird, wenn man sonst daran zweifeln könnte, dadurch bestätigt, dass er über der Hinterthür des Zeughauses die Reue, das Haupt mit Schlangen umwunden, in einem allegorischen Bilde vorgestellt hat.»

In den letzten zwanzig Jahren hat die Schweiz den eidgenössischen Zeughausbestand von fünfzig auf zwanzig reduziert. Das Zeughaus Teufen kam vom Kanton an die Gemeinde, das Zeughaus Trogen vom Kanton an Private, das Zeughaus Herisau vom Bund an den Kanton. In Herisau ziehen unter anderem Polizei und Staatsarchiv im ehemaligen Arsenal ein. In Teufen hat sich die Kultur niedergelassen: im Obergeschoss das Grubenmann-Museum, im flexibel nutzbaren Mittelgeschoss die Eröffnungsausstellung «Ausgewogen?!» (9. Juni bis 30. September 2012) und Hans Zeller. Der akustisch gute Raum im Erdgeschoss steht Vereinen, Interessengruppen und Privaten für vielfältige Aktivitäten zur Verfügung – für allerhand aktuelles «Zeug» also.

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.

SCHAFFHAUSEN

Erwartbares

Sie werden das erwartbar finden: Ich mache mir nichts aus gesellschaftlichen Grossereignissen und schon gar nicht aus der zwangsverordneten Vier-Wochen-Hysterie namens Fussball-Europameisterschaft. Weil es mir jedoch aus pekuniären Gründen versagt blieb, ein grosses Loch zu graben und dort einen Monat unbezahlten Urlaub zu machen, entschied ich mich, wenn auch widerstrebend, an dem Ding teilhaben zu wollen, zumal ich mich sonst über vier Wochen mit niemandem hätte unterhalten können, was mir als gesellige Person äusserst schwer gefallen wäre. Weil ich keine Ahnung von Fussball habe und alle Mannschaften gleich blöd finde, brauchte ich ein Instrument, das mir das Teilhaben ermöglichte: Beim Beizer meines Vertrauens füllte ich für 50 Franken einen Tippzettel aus, legal, möchte ich hier noch anmerken, denn die Veranstalter verdienen an der Sache nichts. Der Beizer meines Vertrauens heisst Werner, und in seiner fantastisch unpräzisen Raucherkneipe namens Kastanienbaum soll laut Fussballmagazin «11 Freunde» einst Jogi Löw der Leibhaftige «den modernen deutschen Fussball entwickelt» haben.

So verbrachte ich denn das erste EM-Wochenende im «Kastanienbaum» und sah von Spiel zu Spiel meine Chancen schwinden, wenigstens den Tipp und somit ein bisschen Geld, das ich während der EM versoffen haben werde, zu gewinnen. Kaum verwunderlich – oder: erwartbar –, denn in Wirklichkeit finde ich natürlich nicht alle Mannschaften gleich blöd, sondern einige etwas weniger – Griechenland, Kroatien oder Schweden zum Beispiel oder anders gesagt: so ziemlich alle, denen Kenner kaum die grössten Siegeschancen einräumten. Mit Werners Stammpublikum, dessen Durchschnittsalter irgendwo kurz vor der Pensionierung liegt, fieberte ich, juchzte und heulte ich den Bildschirm an und war nicht mal böse, dass sie allesamt besser getippt hatten als ich, auch wenn allesamt auch besser verdienen als ich und teils etwas verkrustete Ansichten über die heutige Jugend breitschlagen und sich recht laut über lärmige, verkotzte Altstadtgassen echauffieren, während sie sich das zehnte Bier hinter die Binde schütten.



Hrvatska! Kroatische Fans am Feiern. Bild: pd

«Fremd i minra eigna Stadt»

In den Städten gibt es Protest – bisher am lautesten in Bern mit «Tanz dich frei». Auch in Chur kämpft die Jugend für kulturellen Freiraum – und gegen das schärfste Polizeigesetz der Schweiz. Wie politisch ist die Bewegung? Ein Besuch in Chur, Mitte Juni, am Tag vor den Gemeindewahlen.

VON ETRIT HASLER



«Chur hät kai Bock meh». Hannes Barfuss reichte es, und er schrieb einem Protestsong, den er samt Video auf Youtube veröffentlichte. Bild: Youtube

«Chur ist übersichtlich. Wenn man abends um neun Uhr aus dem Wochenende in Chur einfährt, ist Chur tot. Gespenstisch sauber gefegte Strassen, die Churer in die Häuser gefegt, Familienleben hinter die Mauern gekehrt. Auf den Trottoirs gelbe Fussstapfen von Kinderfüssen, hingemalt vom Verkehrsverein Chur, wenn man den Füsschen nachgeht, erlebt man einen Rundgang an die bedeutendsten Punkte der Stadt. Um diese Zeit gibt es nur noch Denkmäler und Monumente auf den Plätzen und einen steifen Herbstwind, der nach Schnee riecht. Die Berge, schwarz und aggressiv, drücken nachts auf die Stadt, die Einkesselung ist ihnen gelungen, die Churer warten auf den Bergsturz, bald wird Gras über die Stadt wachsen, die Churer proben die grosse Stille, und nachts ist es jetzt schon so still wie im bergellischen Städtchen Plurs, das vom Berg zugedeckt wurde im sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert.» Dies schrieb Niklaus Meienberg 1972 in «Stille Tage

in Chur» über die Kantonshauptstadt im fernen Bündnerland. 2012, vierzig Jahre später, scheint sich nicht viel geändert zu haben, wenn man dem jungen Churer Musiker Hannes Barfuss Glauben schenkt: «und Khuur in dr Nacht isch verlassa und schtill / ds Land vo da Schtaiböck jagt sis junga Wild / a toti Stadt, a truurigs Bild bi üs doba in Graubünda / und d Bärga schtönd do, wiana Brett vorem Grind / in dr Stadt wo d Plakatwänd no ds Lebendigschta sind / mach dr nüt vor, as weht a scheisskalta Wind vo Khuur obanaba». Gesungen werden die bitterbösen Zeilen (ausgerechnet!) über die Melodie der antiweinerlichen Oasis-Hymne «Stop Crying Your Heart Out», dem wohl klarsten Bekenntnis zum Unpolitischsein der englischen Hipsterband.

Der Wind der Repression

Aufhänger für Barfuss' Zeilen ist – ironischerweise ganz anders als bei Meienberg – eine politische Protestbewegung, welche der beschau-

lichen Bergstadt in den letzten Wochen ungewohnte Aufmerksamkeit bescherte. Während in Bern zehntausend Menschen gegen die kulturfeindliche Stimmung in der Schweizer Hauptstadt demonstrierten (und sich der Rest der Schweiz danach darüber den Kopf zerbrach, ob das jetzt eine politische Bewegung sei oder einfach ein paar Jugendliche, welche eine Nacht lang die Sau rauslassen wollten), waren es in Chur immerhin ein paar hundert – eine kleine Sensation. Auslöser war eine Mischung aus Wut über die mehrfach abgelehnte Bewilligung für das Arcas-Openairfestival in der Innenstadt, kombiniert mit dem seit fünf Jahren schwelenden Protest gegen das Churer Polizeigesetz. Dieses war nicht lange nach dem Polizeireglement in St.Gallen eingeführt worden, zu einer Zeit, als Städte in der ganzen Schweiz sich wie auf Kommando daran machten, Videoüberwachung im öffentlichen Raum und Wegweisungartikel einzuführen.

Chur ging damals jedoch einen Schritt weiter: Der «Tages-Anzeiger» sprach vom «schärfsten Polizeigesetz der Schweiz» und von der «Summe aller möglichen Repressionen». Tatsächlich beinhaltet das Gesetz, das in einer hart umkämpften Volksabstimmung angenommen wurde, nicht nur den von Bern und St.Gallen aus popularisierten Wegweisungsartikel und die Videoüberwachung im öffentlichen Raum, sondern zusätzliche Massnahmen, die bisher schweizweit einzigartig geblieben sind. So wurde der Konsum von Alkohol im öffentlichen Raum im gesamten Siedlungsgebiet von 0:30 Uhr bis 7 Uhr morgens verboten, eine sucht-mittelfreie Zone wurde definiert (samt einer der beliebtesten Grünzonen der Stadt, der Quaderwiese), in der Rauchen und Trinken untersagt war – sogar ein Verbot für Take-away-Essen nach Mitternacht (im Volksmund als «Kebab-Artikel» bekannt) kam hinzu. Parallel dazu wurde die Polizeistunde auf 1 Uhr festgesetzt, mit der Möglichkeit, an ausgewählten Orten bis 3 Uhr zu verlängern. Nicht zu Unrecht wurde Chur im Rest der Schweiz bekannt als «die Stadt, in der alles verboten ist».

Ein Schlag fürs Nachtleben

«Es war eine andere Zeit damals», sagt Tom Leibundgut, Churer Stadtratskandidat für die Freie Liste Verda, ein paar Tage vor den Wahlen im Gespräch. «Chur hatte eine relativ gute Ausgesszene insbesondere für junge Menschen, die eben auch negative Auswirkungen hatte. Das war nicht Mord und Totschlag, aber in Chur wollte man einfach die Zeit zurückdrehen», sagt der Churer Gastroun-ternehmer, der einige der unter jungen Menschen beliebtesten Bars der Stadt betreibt. Er habe damals dem Polizeigesetz auch zugestimmt, ist heute aber überzeugt, dass das falsch gewesen sei. «Es wurde sehr viel medial hochgespielt, da konnte man nur noch verlieren, wenn man sich damit kritisch auseinandersetzte. Heute sehen wir die Folgen: Die Ausgesszene wurde kleiner, und vor allem ist da mehr Einheitsbrei. Früher verlangten die wenigsten Clubs und Bars Eintritt, heute ist das Standard geworden. Und gewisse Veranstaltungen sind kaum mehr möglich, insbesondere im Elektrobereich.»

Tatsächlich formierte sich recht schnell Widerstand gegen die neuen Regeln: Die Jungparteien (allen voran die Juso, etwas später die Jung-CVP) begannen sich zu wehren, gründeten Vereine und suchten das Gespräch mit dem bürgerlich dominierten Stadtrat. Es gab sogar ein paar kleine Erfolge: Der «Kebab-Artikel» wurde wieder gestrichen, die Quaderwiese wurde an den Wochenenden wieder aus der sucht-mittelfreien Zone entfernt. Was jedoch blieb, war die Unzufriedenheit.

Und die ist insbesondere in der Kulturszene sehr hoch. Chur war in den Jahren davor bekannt für eine lebendige Subkultur, die zum Beispiel dem Rapper Gimma den Aufstieg ermöglichte. Nun verschwand das Angebot zu-

nehmend. Das Safari, ein Live-Musik-Club, in dem insbesondere lokale Bands ihre ersten Bühnenschritte taten, wurde geschlossen. Der Werkstatt, einem anderen alternativen Lokal, wurden nach Beschwerden von Nachbarn so starke Einschränkungen auferlegt, dass sie heute ihre Musik «nicht lauter als einen Staubsauger aufdrehen» dürfe, wie ein Churer erzählt. Und als 2010 der Verein Kulturraum Chur, ein Zusammenschluss aus Parteien und Kulturschaffenden, eine Petition mit 2500 Unterschriften (immerhin fast zehn Prozent der Churer Bevölkerung) für kulturellen Freiraum und ein Kulturzentrum einreichte, verschwand das Projekt sofort in der Schublade.

Arcas: Ein Platz, zweierlei Recht

Das Fass zum Überlaufen brachte jedoch die abgelehnte Bewilligung für das Arcas-Rockfestival, ein Openairfestival auf dem Churer Arcasplatz, bei dem Züri West der Headliner gewesen wäre. «Wir hatten im Vorfeld alle Auflagen der Stadtpolizei erfüllt. Diese hielt mündlich fest, dass wir deshalb davon ausgehen könnten, die Bewilligung zu erhalten», erzählt Stefan Parpan, Präsident des Verein Wohlklang, welcher das Festival ausgerichtet hätte. «Wir machten Informationsveranstaltungen für die Anwohner, wir sprachen mit dem Quartierverein, wir einigten uns auf einen Kompromiss, dass die Musik nur bis 22 Uhr dauern würde. Und plötzlich hiess es: Es geht grundsätzlich nicht. Die Stadtpolizei begründete die Nichtbewilligung mit einem bestehenden Verwaltungsgerichtsurteil, dass weitere lärmintensive Veranstaltungen in der Altstadt untersagt. Dass kurze Zeit nach dem Entscheid eine Openair-Veranstaltung der Grünliberalen in der gleichen Zone bewilligt wurde, mit Musik bis 23 Uhr, hat dann überhaupt niemand mehr verstanden.» Heute weiss der Verein, dass einige einflussreiche Quartiervereinsmitglieder der Stadt mit rechtlichen Schritten gedroht hatten und deshalb die Bewilligung im letzten Moment scheiterte.

In der Zwischenzeit fanden jedoch andere Veranstaltungen auf dem Arcasplatz statt. «SF bi de Lüt» kam nach Chur und belegte den Platz bis spät in die Nacht. Das eidgenössische Volksmusikfest 2011 fand auf dem Platz statt – und erhielt vom Churer Stadtrat obendrauf die Bewilligung, die ganze Nacht Alkohol auszuschenken. Dies lupfte dem in Zürich studierenden Musiker Hannes Barfuss den Hut, und er schrieb seine Zeilen: «ds Volksmusikfescht kriagt a Freinacht / und as Open Air nid amol a Bewilligung! / mir werdend so verarscht, i hans so satt / Chur hät kai Bock meh / i fühl mi fremd in minra eigna Stadt».

Barfuss veröffentlichte den Song im Internet, «und am Tag danach hatte ich die lokalen Medien am Telefon», erzählt der junge Mann ruhig im Café Steinbock am Churer Hauptbahnhof. Es ist der Tag vor den Wahlen. «Ich habe es satt, dass sich junge Menschen in Chur so fühlen

müssen, als hätten die Leute Angst vor uns. Also gingen wir auf die Strasse und taten das, was die Leute von uns erwarteten: Wir waren laut.» Innert kürzester Zeit sprangen die Churer Jungparteien auf, die eingangs erwähnte Demonstration wurde innert zwanzig Stunden per SMS und Facebook organisiert – und plötzlich filmte «Schweiz aktuell» in Chur, die Churer Bewegung wurde in einem Atemzug mit Bern genannt, Barfuss wurde zur TV-Diskussion mit Berns Stadtpräsident Alexander Tschäppät und dem Soziologen Kurt Imhof geladen. Und das alles pünktlich vor den Wahlen. Was unter anderem zur Folge hatte, dass das Polizeigesetz neu diskutiert wurde – plötzlich waren sich alle Kandidaten einig, dass man eine Verlängerung der Polizeistunde bis mindestens 2 Uhr prüfen müsse.

Im Unterschied zu den Jungparteien von Juso bis Jung-SVP, die sich zwei Tage vor der Wahl gar zu einem Wahlfest zusammenrauf-ten, hegt Barfuss jedoch keine politischen Ambitionen. «Ich glaube schon, dass wir die Möglichkeit haben, hier etwas zu verändern. Das führt auch, aber nicht nur über den politischen Weg. Dieses Bild, das ältere Menschen von uns Jungen im Kopf haben, das will ich ändern. Ich will zeigen, dass wir Feste feiern können, die vielleicht auch laut sind, aber im Rahmen. Dass wir unsere Zigitummel auch wieder einsammeln können und nicht jeden Hauseingang vollkotzen. Seit ich alt genug bin, selber auszugehen, habe ich es noch nie erlebt, dass mir die Stadt genügend Vertrauen schenkt, eigenverantwortlich zu handeln. Vielleicht bin ich ein hoffnungsloser Idealist, aber ich bin überzeugt, dass wir da etwas verändern können.» Was das heisse? Weitere Demos. Eventuell eine Initiative. Aber zuerst müsse er eine Woche schlafen. Der Rummel habe ihm ziemlich zugesetzt. Zuerst müsse man die Wahlen abwarten. «Dann sehen wir auch, wie viel von der politischen Unterstützung reiner Wahlkampf war und wie viel ernst gemeint.»

Nach den Wahlen ...

Bei den Gemeindewahlen am 17. Juni hat sich die Ausgangslage in Chur nur wenig verändert. Verschiebungen gab es nur innerhalb der politischen Blöcke – so ging ein SP-Mandat an die Freie Liste Verda. Gut im Rennen um einen Sitz im dreiköpfigen Stadtrat (Exekutive) liegt Tom Leibundgut: Im ersten Wahlgang erreichte er von allen Nichtgewählten das beste Resultat. Nach dem Rückzug der CVP und der BDP tritt er am 8. Juli gegen den verbleibenden Kandidaten der SVP an – sollte er gewählt werden, wäre dies das erste Mal, dass Chur rot-grün regiert würde. ◊

TANZ-PLAN OST

TOURNEE 2012

LOKREMISE ST. GALLEN
23.-26. August

TANZRAUM HERISAU
7.-8. September

TAK THEATER LIECHTENSTEIN SCHAAN
14.-15. September

TANZHAUS ZÜRICH
19.-20. Oktober

STADTTHEATER SCHAFFHAUSEN
27. Oktober

PHÖNIX-THEATER 81 STECKBORN
2.-3. November

www.tanzplan-ost.ch

Koordinierte Tanzförderung der Ostschweizer Kantone und des Fürstentums Liechtenstein
Ein Projekt der 'tg-tanz-ost'

ALDERBUEBE

APPENZELER VOLKSMUSIK UNTERSTÜTZT DURCH BRAUEREI LÖCHER

Schlossli
17 UHR

LOS DOS

BOOGIE BLUES ROCK SHOW 20 UHR

OPEN

BARO DROM
GIPSY KLEZMER WORLD MUSIC
23 UHR

EINTRITT CHF 33.-

31. JULI

RESTAURANT SCHLÖSSLI STEINEGG, 9050 APPENZELL
FESTWIRTSCHAFT MIT BAR UND GRILL
GELÄNDEÖFFNUNG 16 UHR, TEL 071 787 54 03

SICHTWERK.COM

Stadt St.Gallen Sportamt

BÄDERBUS DREILINDEN

Sa, 26. Mai bis So, 2. September 2012

Nur bei schönem Wetter. (Auskunft: Telefon 0800 43 95 95)

Montag bis Freitag	
Abfahrt ab Bahnhof: 11.00 - 18.30 jede halbe Stunde	Abfahrt ab Dreilinden: 11.15 - 18.45 jede halbe Stunde
Samstag und Sonntag	
Abfahrt ab Bahnhof: 09.30 - 18.30 jede halbe Stunde	Abfahrt ab Dreilinden: 09.45 - 18.45 jede halbe Stunde

Fahrroute:

- Hauptbahnhof ■ Markplatz ■ Spisertor ■ Schülerhaus
- Parkplatz Dreilindenstrasse ■ Parkplatz Familienbad

Fahr mit! Der Umwelt zuliebe.

Kleine Galerie mit langer Geschichte

Die Galerie vor der Klostermauer in St. Gallen steht vor dem Umbruch. Die bisherigen Betreiberinnen sind amtsmüde; wenn sich nicht ein neues Team finden lässt, droht die Schliessung. Das wäre ein herber Verlust für die städtische Kunstszene.

VON RALPH HUG



Kunst-Lichtblicke seit 45 Jahren: die Galerie vor der Klostermauer. Bild: Daniel Ammann

«Wir wollen einen frischen Wind in die Galerie bringen», sagt Eveline Florian, Präsidentin des Trägervereins der Galerie vor der Klostermauer. Was wie ein neuer Anlauf tönt, muss so verstanden werden: Der frische Wind soll von neuen Leuten kommen. An der letzten Hauptversammlung wurde bekannt, dass das bisherige Team nach vielen Jahren Platz für eine Nachfolge machen will. Nur: Es ist noch keine in Sicht. Eveline Florian hofft aber, dass junge Engagierte doch noch die Gelegenheit benutzen, die nunmehr über vierzig Jahre alte Ausstellungsstätte zu übernehmen und neu zu bespielen.

Galerie ohne Gewinnabsichten

Die Nachfolger würden ein stolzes Erbe antreten. So klein die Galerie mit ihren lediglich vierzig Quadratmetern Fläche auf zwei Stockwerken ist, so gross ist ihr Stellenwert im städtischen Kunstleben und ihre Bedeutung fürs regionale Kunstschaffen. Im Jahr 1967 gegründet, verfolgte die Galerie das Ziel, jungen Kunstschaffenden eine erste Ausstellungsmöglichkeit zu bieten. Damit wurde Neuland betreten. Eine Galerie ausserhalb des kommerziellen Bereichs gab es nicht. Und sie entsprach einem Bedürfnis: Schon bald war die Galerie vor der Kloster-

mauer aus dem städtischen Kunstbetrieb nicht mehr wegzudenken.

Hier begannen auch grosse Karrieren. Das dokumentieren Namen wie etwa René Gilsi, Roman Signer oder Ferruccio Soldati. Sie alle zieren die lange Liste von Kunstschaffenden, die schon in der Zeughausgasse ihre Werke präsentierten. Erster Präsident des Vereins war Robert Nef, was wohl nur noch wenige wissen. Der siebzigjährige Nef ist in der heutigen Öffentlichkeit als Publizist und Theoretiker des Liberalismus präsent. Die winzigen Ausstellungsräume fand übrigens Hansjörg Rekade, als sich eine Vorbereitungsgruppe auf die Suche nach einer geeigneten Örtlichkeit machte. Man wurde beim Kanton an der Zeughausgasse 8 fündig, dem die Klostermauer gehört und der noch heute der Vermieter der Galerie ist. Er überlässt den Betreibern die Räume zu einem günstigen Preis, was den ehrenamtlichen Betrieb erst ermöglicht.

Vielen jüngeren Kunstschaffenden diente die Kleingalerie als Sprungbrett an die Öffentlichkeit. Die letzte Ausstellung bestritt Brenda Osterwalder, nach den Sommerferien wird Jan Käser für die Museumsnacht eine «Atemskulptur» realisieren. Seit je wird die Galerie im Mi-

lizsystem betrieben, hauptsächlich von Personen, die selbst in der Kunstszene verankert sind oder ihr nahestehen. Bevor Eveline Florian im Jahr 2004 das Präsidium übernahm, war der inzwischen verstorbene Künstler Bruno Steiger der Leiter. «Es wäre schade, wenn es in St. Gallen keinen solchen Ort mehr geben würde», meint die Präsidentin, dies nicht zuletzt mit Blick auf die in den letzten Jahren geschwundene St. Galler Galerieszene.

Ein Katalog liegt meist nicht drin

Der jetzige Vorstand mit Eveline Florian, Judith Schläpfer, Brigitte Wiederkehr, Moritz Wiss und Hansjörg Rekade hat seit vielen Jahren alle anfallenden Arbeiten erledigt, von der Programmation über Atelierbesuche und die Organisation der Ausstellungen bis zur Künstlerbegleitung. Finanziell ist die Galerie nicht auf Rosen gebettet. Sie lebt bescheiden von den Werkverkäufen und den Beiträgen der rund hundert Mitglieder. Kataloge liegen nicht drin. Meist muss nach einer Ausstellung ein kleines Defizit gedeckt werden, nicht dramatisch, aber halt doch ein Defizit. Nur einmal schien das grosse Manna vom Himmel zu fallen: als der bekannte HSG-Wirtschaftsprofessor Walter Adolf Jöhr, dessen Sohn zu den Gründern der Galerie gehörte, ihr in den Neunzigerjahren einen sechsstelligen Betrag vermachte. Eine Testamentsänderung machte den Traum aber wieder zunichte.

Bleibt das Nachfolgeproblem ungelöst, so ist Ende 2013 vor der Klostermauer Schluss mit Kunst. So lange wird der Betrieb auf jeden Fall noch aufrechterhalten. Was müssen Interessierte mitbringen, um die Galerie erfolgreich weiterzuführen? «Enthusiasmus, Freude an der zeitgenössischen Kunst und ein möglichst breites Netzwerk», meint die Präsidentin. Und natürlich gute Ideen. Interessierte, die dafür sorgen wollen, dass vor der Klostermauer in St. Gallen weiterhin junge Kunst präsentiert wird, die womöglich später zur grossen Kunst wird, können sich unter info@klostermauer.ch melden. ◊

Die Lok und die Freien

Die Lokremise St.Gallen ist anderthalb Jahre nach ihrer Einweihung in Fahrt. Aber nicht alle fahren mit. In der freien Tanz- und Theaterszene ist das neue Kulturzentrum umstritten: Die freien Termine sind rar, die Kosten hoch. Eine Umfrage. Und ein Vorschlag.

VON PETER SURBER

Nelly Bütikofer, Tänzerin und Leiterin des Fassung Theaters in Rapperswil, bringt es auf den Punkt: «Für Kompanien wie unsere ist die Lokremise ganz einfach zu teuer.» Sie hat deshalb ihr neuestes Stück «Liebe Grüsse. Odysseus» Ende April in der Grabenhalle aufgeführt. Zwei Abende, je um die dreissig Zuschauerinnen und Zuschauer, «nicht berauschend», sagt sie, aber immerhin. Technik, Tanzteppich, Service, alles klappte perfekt und kostete die Truppe um die 400 Franken. «Ich war zufrieden. Aber es ist halt nicht der In-Ort in St.Gallen. Der In-Ort ist die Lokremise.» Und dieser hat seinen Preis – davon später.

Das alte Lied: Es fehlt an Räumen für die Freien, für Tanz, Theater, auch für Konzerte. Die Hoffnung war gross, dass die Lokremise diesen Mangel beheben oder jedenfalls lindern würde. «Wir sind offen für Gastspiele», hiess es vonseiten des Theaters 2008 vor der Abstimmung über den 23-Millionen-Kredit zum Umbau der Lokremise. Zwar habe das eigene Programm Priorität, aber daneben müsse Platz für die Freien, namentlich im Tanz, bleiben. In der jüngsten, eben frisch gedruckten Broschüre der Lokremise steht ebenfalls zuvorderst: «... neben

dem dichten eigenen Programm hat es in unserem Kulturzentrum auch Platz für kulturelle und gesellschaftliche Gastveranstaltungen.»

Der lange Kampf um den Raum

Die Suche nach Raum ist der kulturpolitische Klassiker in der Gallusstadt. Mit der Raumforderung hatte es in den achtziger Jahren angefangen, als die Kunsthalle ihre Provisorien bespielte, die IG Kohle um die Grabenhalle und um höhere Fördergelder für die damals noch «alternativ» genannte Kultur kämpfte. Und als nach und nach auch Räume gefunden, erobert oder zugestanden wurden: die Grabenhalle, die Reithalle mit ihren Ateliers, die Lagerhäuser.

Um Aufführungs- und Proberäume für Tanz und freies Theater blieb es aber schlecht bestellt. Die Grabenhalle allein konnte nicht alles stemmen – entsprechend heiss wurde 2002 die Idee des Mummenschanz-Theaters diskutiert, das nach der Expo.02 in Biel billig zu haben war. Das Theater St.Gallen interessierte sich dafür – aber auch die Freien. Ein T-Haus, ein Haus für Ton, Tanz, Theater und Text sollte es werden, mit einem allerdings alles andere als komfortablen «Zeitfenster» von sechs Wochen

jährlich für die Freien – entsprechend gespalten war die Szene. Davon zeugt der Brief einer fiktiven Rosa Lang, die sich als angeblich «englische Künstlerin» in die Debatte einmischte und glattweg «Für eine Abschaffung der Kultur in St.Gallen» plädierte – mit dem Argument, die sechs Wochen seien bloss ein Alibiangebot und die Freischaffenden selber engagierten sich nicht wirklich für die Sache, sondern hätten sich im unbefriedigenden Ist-Zustand «irgendwie eingerichtet». «In dieser Gegend scheinen Zustände an die freie Szene meist im Sinne von Wohlwollen – anstatt Wertschätzung – deklariert zu werden», heisst es im offenen Brief. Am Ende scheiterte das Mummenschanz-Projekt am Nein zum Standort Volksbadwiese, dafür tauchte die Lokremise am (noch fernen) Horizont auf.

Schön und teuer

«Ein wahnsinnig schöner und herausfordernder Raum». So umschreibt Dodó Deér die umgebaute Lokremise. Hier im Theatersaal 1 hat er letzten Sommer die Open-Opera-Produktion «Rüdisüli in der Oper» inszeniert, in einem käfigartigen Spielrund, vor ausverkauften Reihen. Die Betreuung vonseiten der Lokre-



Begehrt: Der grosse Theatersaal, hier eingerichtet für «Homo Faber» des Theaters St.Gallen. Bilder: Ahmad Motallayi

mise hat Deér als vorbildlich erlebt, St.Gallen könne stolz auf die neue Spielstätte sein – allerdings: Für sechs Wochen Probe- und Einrichtungszeit beliefen sich Miete und Technik allein auf rund 15'000 Franken. Wegen des Geldes hat etwa Claudia Rüegsegger, Leiterin des professionellen Momoll-Theaters in Wil, den Raum denn auch schon vor der Eröffnung für sich persönlich «abgeschrieben»: Er sei «überdimensioniert und vergoldet».

Ein In-Ort also für jene Freien, die ihn sich leisten können – ein Un-Ort für alle anderen? Die Lokremise selber sieht das anders. Kati Michalk, Geschäftsführerin der Stiftung Lokremise, hat Zahlen: 2011 gab es insgesamt 117 externe (das heisst nicht vom Theater, vom Kunstmuseum oder vom Kinok organisierte) Veranstaltungen, davon 51 kulturelle. 2012 werden es mindestens so viele sein, vom Konzert Lenzin-Streule im Januar bis zur Tanzperformance «Silk» von Susanne Daepfen im Dezember. Im Mai waren allein 24 Anlässe zu bewältigen – oberste Grenze, sagen Kati Michalk und ihre Mitarbeiterin Christine Enz, die gemeinsam mit zwei Technikern in Teilzeitpensen für die Stiftung Lokremise das ganze externe Programm betreuen. Hinzu kommt die logistische Kunst, am Spiel- und Probenplan des Theaters St.Gallen als Partnerinstitution und Hauptmieter der zwei Theaterräume vorbei zu jonglieren.

Die drei Haken

Die Tücken sind dreifach. Zum einen die Termine: Ein klares «Zeitfenster» für die Freien gibt es bloss während der Sommerpause des Theaters, in der übrigen Zeit hat die Disposition des Theaters Vorrang. Die Zusammenarbeit sei gut, das Theater sei «sehr wohlwollend» gegenüber Dritten, sagt Kati Michalk. Aber es hat das erste und letzte Wort. Eine schwierige Situation für Externe, sagt Gisa Frank, Tanz-Aktivistin der ersten Stunde und künstlerische Leiterin des noch jungen Festivals Tanzplan Ost, das Ende August zum zweiten Mal in der Lokremise startet: Für sie sei die Lokremise «unberechenbar».

Zum Zweiten die Kosten: Der reduzierte Miettarif für kulturelle Anlässe beträgt 600 Franken pro Tag für den kleinen und 780 Franken für den grossen Theatersaal. Darin ist jedoch noch keine Technik inbegriffen – Podeste, Licht, Ton und Techniker müssen extra bezahlt werden, ausser man bringt sein eigenes Material mit. Das läppert sich, gerade bei aufwendigen Tanz- oder Theateraufführungen, rasch zusammen, siehe «Rüdisüli». Billiger machten es die Winterthurer Tanztruppen von Andrea Fäh und von FAA Zone, die im April 2012 beide ihr Programm in der Lokremise zeigten: Sie koordinierten die Termine, konnten Tribüne, Tanzteppich und Licht so gemeinsam nutzen und sparten Geld und Aufwand. «Die Lokremise ist ein grosses Paar Schuhe», sagt Anja Zweifel von FAA Zone im Rückblick. Hochattraktiv zum Spielen, besucht von einem aufgeschlossenen Publikum, aber finanziell ein Lufz: «Die ganze Defizitga-

rantie ging für die Technik drauf.» Trotzdem würde sie wieder hier auftreten wollen. Der Raum sei einmalig. Darin sind sich alle einig, es ist das Glück und zugleich der Fluch der Lokremise: Kein Guckkasten, kein fixes Licht, keine bestehende Bühne – wer hier auftritt, erfindet sich jedesmal neu. Und muss entsprechend viel investieren.

Drittens schliesslich: Die Lokremise ist kein Veranstalter. Anders als die Zürcher Gessnerallee, die Aarauer Tuchlaube oder die St.Galler Kellerbühne gilt in der Lok: Man veranstaltet sich selber, mit allem Drum und Dran. Christine Enz, selber Tänzerin, hilft dabei, bis hin zum Merkblatt, was alles zu bedenken sei. Und «wir werben mit, auf dem Programmflyer und auf der Website, wir twittern auch über Veranstaltungen», sagt Kati Michalk. Dennoch: Wer die kostbaren Räume mit Publikum füllen will, muss etwas dafür tun. Für auswärtige Ensembles ist das besonders schwer. Die renommierte Londoner Opera Group hat erfahren, was passiert, wenn man nicht genügend selber wirbt: Ihr Gastspiel am 5. April fand – trotz Zürcher Produktionsleitung – vor halbleeren Reihen statt.

Ein Büro? Ein Fonds?

Ein wunderbarer neuer Raum also, aber nicht für jedermann. Wie liesse sich das ändern? Modelle gibt es. Eines davon ist das Schauwerk Schaffhausen. Initiantin Katharina Furrer hat zwar kein eigenes Haus, aber veranstaltet Theater und Tanz in Zusammenarbeit mit Kammgarn, Haberhaus oder Fassbühne. Das Schauwerk kümmert sich um Infrastruktur, Finanzierung, Werbung, es zahlt eine Gage, Freie kommen so sorgenfrei zu einem Auftritt. Das geht allerdings nicht ohne Subventionen; das Schauwerk erhält von Kanton und Stadt Schaffhausen pro Jahr per Leistungsvereinbarung 84'000 Franken. Der Service werde ausserordentlich geschätzt, sagt Ursina Kündig vom Schauwerk – aber natürlich sei Schaffhausen klein, jede kennt jeden, das vereinfache die Planung:

Claudia Rüegsegger, die mit dem «jugendclub momoll theater» mit Schaffhausen zusammenarbeitet, sagt: «Was das Schauwerk so wertvoll macht (und im übrigen das Vorstadttheater im Eisenwerk Frauenfeld auch bietet): Neben dem kuratierten Programm gibt es die Möglichkeit, den Raum samt Infrastruktur zu mieten, mit ausgesprochen günstigen Konditionen auch tagsüber für die Endproben. Das ist wichtig, damit neben Gastspielen auch Premieren stattfinden können. Damit Neues und nicht nur das bereits Bewährte gespielt wird. Auch dafür bräuchte St.Gallen einen Veranstalter.»

Neues fördern: Das wünschte sich auch Gisa Frank – zum Beispiel, warum nicht, mit einem Lokremisen-Fonds des Kantons, für weniger begüterte Truppen. Oder, radikaler, mit einem selbstverwalteten Anbau für die Freien. Denn der Haken bleibe: «Es fehlt weiterhin ein Experimentierraum für die freie Szene.» Die Lokremise hat ein strukturelles Problem. Das bestätigt



Verwehrt: Nicht alle schaffen es in die Lokremise.

auch Jonas Knecht. Der St.Galler, als Regisseur in Berlin tätig und in der freien wie in der Stadttheater-Szene erfahren, kommt demnächst, im September, mit seinem Theater Konstellationen für ein Gallus-Stück in seine Heimatstadt zurück. Und macht die gleiche Erfahrung wie kleinere Ensembles. «Es fehlt ein Veranstalter», sagt er. Raummiete für mehrere Tage, dazu Licht, Ton, Ticketing, Werbung: «Bei einer professionellen Produktion von unserer Grösse ist das praktisch nicht zu bewältigen. Es ist fast unmöglich und auch nicht üblich, das ganze Veranstalterisiko selber zu tragen.» Sein Fazit: So prächtig die Lokremise als Raum ist, so hoch sind die Hürden, dort auftreten zu können, selbst bei allem guten Willen von allen Seiten. «St.Gallen bräuchte ein Haus wie die Gessnerallee, wie die Sophiensäle in Berlin oder auch wie das Theater Chur mit seinem Gastspielprogramm: ein Haus, wo die Freien zuhause sind.»

Die vierte Sparte

Weil dieses Haus aber (noch) nicht steht, macht Jonas Knecht einen anderen bestechenden Vorschlag: Die Freien docken beim Theater St.Gallen an. Dieses eröffnet eine vierte Sparte, neben Oper, Schauspiel und Tanz – die Sparte für die Freien. Es stellt die Infrastruktur und die Werbung, kriegt dafür ein Extrabudget – und ist damit das erste Stadttheater in der Schweiz, das im Vierspartenbetrieb funktioniert. Zukunftsmusik ... Jonas Knecht, der gern nach St.Gallen kommt und es jammerschade findet, dass das so schwierig ist, wird 2013 mit einem grossen Hamlet-Projekt beschäftigt sein, das er zusammen mit der Autorin Beatrice Fleischlin für Berlin und Zürich entwickelt. «Das würden wir gern auch wieder in St.Gallen zeigen», sagt er und lacht: «Vielleicht wird das dann die Eröffnungspremiere der vierten Sparte am Theater St.Gallen.» ◇

Mit Haut und Haar dabei beim 15M

Wer an der imposanten, in Jugendstil-Architektur erbauten und mit Keramik verzierten «Estación del Norte» in Valencia ankommt, so wie ich vor bald zwei Jahren, die heisse Sommerluft der drittgrössten Stadt Spaniens einatmend, die zudem noch am Meer liegt, der meint am perfekten Ort gelandet zu sein. Es scheint eine tadellos funktionierende Stadt wie aus dem Bilderbuch.

Es scheint. Um das wahre Gesicht Valencias kennen zu lernen, braucht es jedoch endlose Spaziergänge durch die Gassen der Altstadt, durch die zwischen dem Meer und der Stadt errichteten Plattenbauten, den Hafen und das nebenan liegende alte Fischer- und Hafenarbeiterquartier Cabanyal, bis in die umliegenden Gärten, wo Orangen und Reis angebaut werden. (Im Bild oben rechts der Blick vom Turm der Kathedrale Richtung Hafen). Müsste ich Valencia in einem Satz beschreiben, würde ich sagen, es sei eine Stadt voller versteckter Kontraste. Sobald man den herausgeputzten, touristischen Teil der Altstadt verlässt, findet man viele leerstehende, zerfallende Gebäude. Gleichzeitig kann man neben schlendernden Touristen Männer sehen, die mit einem Stück Eisen im Abfall wühlen. Sie hoffen, auf etwas Brauchbares zu stossen. Die Fundsachen laden sie auf ihre Fahrräder oder Einkaufswagen, um sie auf irgendeine Art verarbeiten oder verkaufen zu können.

Schattenseiten des Fortschritts

Geht man in die Hafengegend, findet man ebenjenes Quartier Cabanyal, mit schmucken, zweistöckigen Häusern, die von vergangenem Reichtum zeugen, jetzt aber vor dem Zerfall stehen. Das Cabanyal ist einer der ärmsten, jedoch auch interessantesten und charakterstärksten Stadtteile. Die Stadtregierung will das Quartier abrechenen, um Hotels und teure Liegenschaften zu bauen. Ein Teil musste schon weichen, um die Formel-1-Strecke und den Hafen für den Americas Cup zu realisieren. Zwei Projekte, die riesige Geldsummen verschlingen. Auch die imposante, von Calatrava geplante «Ciudad de las Artes y del las Ciencias» kostet. Die Touristen bestaunen die wunderbaren Sehenswürdigkeiten, ein grosser Teil der Stadtbevölkerung jedoch hat ein anders Bild von den überdimensionalen Erneuerungen. Das üppig investierte Geld fehlt an wichtigen Stellen, zum Beispiel in der Bildung.

Solche sozialen Kontraste sind eine der Ursachen, die zu den unterschiedlichen Protestbewegungen geführt haben. Die bekannteste und wichtigste darunter ist die Bewegung der Indignados. Sie heisst hier 15M (15 de mayo), benannt nach ihrem «Gründungsdatum». Im Mai 2011 war nach einer national koordinierten Demo der Beschluss gefallen, die Hauptplätze verschiedener Städte in Spanien zu besetzen. Der 15M wurde ein wichtiges Sprachrohr für verschiedene soziale Unzufriedenheiten und Probleme, die dringend angegangen werden müssen.

Die «Plaza del Ayuntamiento» im Zentrum Valencias füllte sich von Tag zu Tag mit mehr «Empörten», und die Bewegung begann, sich in verschiedenen Kommissionen zu organisieren, die jeweils unterschiedliche Aufgaben übernahmen. Jeden Abend gab es eine Versammlung, eine Art Landsgemeinde, wo über die in den Kommissionen erarbeiteten Vorschläge abgestimmt wurde.

In der internationalen Kommission

Ich stiess am 17. Mai dazu und beteiligte mich während der fast zwei Monate, wo wir die «Plaza del Ayuntamiento» besetzten, in der internationalen Kommission. Unsere Aufgabe war es, uns mit anderen überall auf der Welt existierenden Protestbewegungen auszutauschen, gemeinsame Punkte zu finden und uns zu koordinieren. Mit dem Grundgedanken, dass man, um globale Probleme zu lösen, auch globale Widerstandsnetze braucht, forderten wir Protestbewegungen in anderen Ländern auf, unserem Beispiel zu folgen, wichtige Plätze in ihren Städten zu besetzen und dort zu campieren.

Mit Erfolg. Im selben Sommer entstand die «Occupy Wallstreet»-Bewegung, und bis heute wird an verschiedenen Orten, zum Beispiel in Frankfurt, immer noch campiert. Hier in Valencia hat die Kraft der «Indignados» mit der Zeit leider abgenommen, verschwunden ist sie aber nicht. Die Bewegung hat sich vom Hauptplatz in die verschiedenen Quartiere zurückgezogen. Campiert wird nicht mehr, jedoch gibt es in jedem Quartier einmal wöchentlich eine Versammlung, in der über lokale Probleme diskutiert wird und Lösungsansätze gesucht werden. Trotz der Dezentralisierung des 15M existiert zwischen den unzähligen, kleinen Versammlungen in ganz Spanien ein gut koordiniertes Netzwerk. Dies macht sich bemerkbar, wenn es darum geht, Aktionen durchzuführen, die den lokalen Rahmen sprengen, oder um eine neue Protestwelle zu unterstützen. Die Protestbewegungen kommen und gehen in Wellenbewegungen.

WGs aus aller Welt

Das Bild von Valencia als kontrastreicher Stadt hat wahrscheinlich mit meinem Soziologiestudium und mit meinem eigenen Leben zu tun, in dem sich auch viele Kontraste wiederfinden. Jedoch keine Kontraste, die zu sozialer Unzufriedenheit führen, sondern solche, die mir einen interessanten Alltag schaffen, wie beispielsweise kulturelle Kontraste. Momentan lebe ich in einer WG mit einer Kollegin aus Litauen, einem Franzosen und einem Spanier. Das Haus, in dem sich noch andere WGs befinden, füllt sich mit Leuten von überall her. Wir organisieren grosse gemeinsame Essen und internationales Kino. Durchs Jahr hat sich das Altstadt-Haus, in dem ich wohne, zu einem Treffpunkt entwickelt. Es gibt von Leuten auf der Durchreise immer interessante Geschichten zu hören. Sobald ich die Semesterprüfungen bestanden habe, packe ich ebenfalls meinen Rucksack und mache mich auch auf den Weg. Wahrscheinlich zuerst mit meinem Mitbewohner nach Frankreich und dann auf Umwegen zurück in die Ostschweiz – bis im September hier in Valencia ein nächstes, spannendes Jahr beginnt.

Davide Tisato, Jahrgang 1990, ist in Italien geboren, in Heiden aufgewachsen und studiert Soziologie in Valencia.

Bilder: Davide Tiso

